



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedrichs, Elsbeth: Bulgarien nach fünfzig Jahren : ein Weihnachtsdialog
nach einem wirklichen Erlebnis erzählt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bulgarien nach fünfzig Jahren

Ein Weihnachtsdialog nach einem wirklichen Erlebnis erzählt

Von Elisabeth Friedrichs



Der vierundzwanzigste Dezember des Jahres 1903 hatte die Gardaseeriviera mit dem strahlendsten Sonnenschein und mit fast sommerlicher Wärme beschenkt. Vorn an den Seeufern des Kurortes für Erholungsbedürftige gab es kein schattiges Plätzchen, und niemand kam in Gefahr, seinem Nächsten den Platz an der Sonne zu neiden. Auf dem weiten Markt, der sich nach dem blauen See hin öffnete, hatte sich rings um die uralte Römersäule ein Musikchor aufgestellt und spielte mit verschwenderischem Wohlklang deutsche Weihnachtslieder. Deutsche Weihnachtslieder auf offenem Markte unter Palmen und Agaven, während ein Gewoge von hellen Sonnenschirmen über blütengeschmückten Frauenhüten sich auf und ab bewegte, und im leichten Sommerrock der Engländer, der Franzose, der Russe, der Balkanbewohner und Amerikaner die schwache Lunge in der balsamischen Luft stärkte oder das angegriffene Nervensystem von der Lichtflut umschmeicheln ließ. „Deutsche Weihnachtslieder!“ sagte ein junges Mädchen halb für sich, halb für ihre Begleiter und schaute mit einem Anflug von Sehnsucht im Auge nach Norden, über die blaue Wasseroberfläche nach Norden. Der Mann an ihrer linken Seite lächelte verständnisvoll für sich und erwiderte nach kurzem Nachdenken:

„Aber Sie haben nicht genug an den deutschen Weihnachtsliedern, Fräulein Gretchen, Sie wollen auch ein graues Himmelszelt und das Licht von unten, von der weißbesneiten Straße, ist's nicht so?“

„Sagen wir lieber das Licht von innen, Herr Doktor, das um diese Zeit so beseligend in unsere dunklen Wintertage hineinstrahlt . . .“ „Dazu kann auch hier Rat werden, Grete, wir's schon machen. Haben wir doch drei deutsche Frauen in unserem alten Palazzo, und wo nur eine von euch ist, dahin findet das Christkind seinen Weg!“ Der alte Herr, der herzutretend diese Worte sprach, legte die Hand des jungen Mädchens auf seinen Arm, sie lieblosend streichelnd. „Aber“, fuhr er fort, „noch ein Gedanke kam mir beim Anhören der heimatischen Weisen. Warum eben deutsche Weihnachtslieder, warum nicht italienische, oder englische, oder französische oder — oder

bulgarische?" setzte er hinzu mit einer kleinen Neigung des Hauptes zu seinem Nachbar, „warum nicht bulgarische?"

„Wenn Sie die Frage so stellen, Herr Gerichtsrat," sagte Doktor Stanew, „dann muß ich erwidern, vielleicht ist die Zeit nicht allzu fern, wo deutsche Weisen auch bulgarische Weisen sein werden."

„Wir danken für den lebenswürdigen Scherz," erwiderte der alte Herr, „oder wollen Sie künftige Zeiten, eine Verbrüderung der Menschheit oder so etwas voraussagen?"

Der Bulgare blieb ernst. „Nicht eine Prophetie", rief er, „ein Wille ist das, und jeder meiner Volksgenossen teilt ihn, ein Wille zur Kultur, zum Aufschwung!"

„Wovon wird gesprochen?" sagten die fragenden Augen der jungen Gatten des Bulgaren. Sie hatte den Arm in den ihrer Nachbarin Grete geschlungen und hing mit den Blicken an den Zügen ihres Gatten. Dieser antwortete einige kurze Sätze in seiner Landessprache und setzte mit leisem Vorwurf, langsam und deutlich sprechend auf deutsch hinzu: „Auf diese Weise wirst du nicht weiter kommen, man muß eine Sprache mit allen Sinnen lernen, zumal wenn man sie stündlich so rein erklingen hört, wie du gegenwärtig. . ."

„Ihre liebe Frau lernt anders, dünkt mich, als ihr Philologen es aufsaßt," warf mit freundlichem Lächeln das junge Mädchen ein und legte leicht den Arm um Frau Stanew, „sie lernt mit dem Herzen. Auf diesem Gebiete gibt es zwischen uns nie ein Mißverstehen, da ist sie so gut eine Deutsche, wie ich eine Bulgarin, da gibt es keine Landesgrenzen." Die Betreffende schien wirklich verstanden zu haben, mit dankbarem Lächeln drückte sie der Sprecherin die Hand und sagte: „Recht so . . . doch sieh, was tun sie da?"

Man war im Weitergehen vor Zanardellis Villa angekommen. Dort hatte sich, den Weg versperrend, eine große Menschenmenge angesammelt. Man schrie, man lärmte, man gestikulerte und hatte Lust daran.

„Zanardelli, Viva Zanardelli!"

Mit rauschendem Klang fiel die Musik ein. Dann bestieg einer aus der Menge das Dach des kleinen Schilderhauses und hielt mit weithinschallender Stimme eine Rede, vom Volke mit Zurufen und Gestikulationen begleitet. „Ist es — — Revolution? Oder ist es — — Krieg?"

Frau Stanew tat den Ausruf mit schreckhaft erstaunten Mienen.

„Komödie!" erklärte ihr Gatte. „Es ist alles Theater bei diesem Volk. Mit edlem Feuer preisen sie die Freiheit, während das Volk in Knechtschaft schmachtet. Ihr Mund prahlt mit dem Heroismus, aber die Feigheit ist ihre Begleiterin auf dem Kriegszug! Von welchen Vorzügen redeten sie nicht, ohne sie zu besitzen!"

„Nun, nun, ist die Schönheit nichts wert?" fragte lachend der Gerichtsrat.

„Sie ist nichts wert, solange sie das wahre Wesen der Dinge mit dem Schein verhüllt!"

Die Sonne begann zu sinken, und man schlug den Heimweg durch die Gassen des Ortes ein. Kürzer war dieser Weg wohl; denn der alte Palazzo, in dem man seine Winterresidenz aufgeschlagen hatte, lag auf der nächsten kleineren Anhöhe jenseits des Ortes, kürzer, aber unsagbar finster, unsagbar elend in seinem Schmutz und seiner Verkommenheit. Das freundliche Hin und Her der Unterhaltung erstarb denn auch, schweigend und eilig, um nicht zu frieren, durchmaß man dieses italienische Schattenreich.

Signora Povoletti stand unter dem Eingangsportal ihrer stolzen Behausung und blickte ihren Gästen verheißungsvoll entgegen. Neben ihrer Gestalt befand sich ein großer Tisch, auf dem sich ein kleines Gebirge von Postfächchen, Päckchen, Kistchen und Briefen aus verschiedenen Ländern angekommen, getürmt hatte. Es machte ihr ein besonderes Vergnügen, diese Grüße und Gaben aus der Heimat den einzelnen Adressaten zu überreichen, und sie fügte jeder Sendung ein zierlich umbundenes Päckchen ihres Hauses, eine Probe ihres Christfestgebäcks hinzu, jeden in seiner Sprache grüßend mit dem in seinem Lande üblichen Festgruß. Das hatte sie fleißig gelernt im Laufe der langen Jahre mit ihren wiederkehrenden Weihnachtsfesten; und ihr freundlich erregtes Antlitz mit dem blinkenden Fettglanz auf den roten Wangen erreichte seinen Höhepunkt an Ausdrucksfähigkeit bei dem frohen, bewundernden Ausrufen jedes der Heimkömmlinge, der die weite Halle betrat. Tannengrün und weiße Lilien schmückten Wände, Decke und alles, was solchem Schmutz eine Fläche bot, selbst die in der Mitte der Eingangshalle herabhängende und jetzt in der anbrechenden Dämmerung schon brennende Lampe schwebte im süß mythischen Grün.

Tannengrün! Warum wieder gerade der deutsche Weihnachtsschmuck in diesem großen italienischen Palazzo, der Gäste aus aller Herren Ländern beherbergte, warum nicht die Stechpalme mit den glutroten Beeren und dem Mistelzweig? Es waren auch Dänen im Haus, die sollten ihre Lilien haben, aber die Grundlage bildete doch unsere liebe deutsche Weihnachtstanne.

Verschiedenen der Hausbewohner gingen diese Gedanken durch den Kopf noch, als sie den großen Saal betraten, den Sammelort für diesen Christabend. Und da stand als leuchtender Pol in der Mitte wieder eine große brennende deutsche Weihnachtstanne, daneben auf weiß gedeckter Tafel, schön geordnet, dieselben noch uneröffneten Postpakete aus der Heimat, die Jeder, sich gern den Gesetzen der Festordnerin fügend, an diese wieder abgeliefert hatte. Sie stand in ihrem einfachen weißen Kleid neben dem Baum am Tische, eine liebliche Abgesandte des Christkinds und ließ es bescheiden lächelnd geschehen, daß ihr die bulgarische Freundin ein hübsch gebundenes Kränzlein von Tannengrün in die Locken drückte.

„Stille Nacht, heilige Nacht“, stimmte die Musik vom Harmonium her an. Der deutsche Gerichtsrat saß am Harmonium, und die zahlreichen Gäste des Hauses hörten die deutschen Lieder stehend an. Sie dachten nicht mehr daran, was dies alles für eine Bedeutung habe, was nun folgte; sie sahen

die sechs weiß gekleideten und weiß beflügelten Kinder eintreten, das deutsche Mädchen unter dem Christbaum umringen und aus ihrer und der Bulgarin Händen die Gaben empfangen, die sie den Anwesenden mit einem deutschen Weihnachtsgruß zutragen. Jeder bekam eine Liebesgabe, auch der, dem die Post nichts aus der Heimat gebracht hatte. Als die Kleinen, sich an den Händen haltend, darauf unter dem Baum, von Fräulein Gretchen geleitet, „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ sangen, während das Harmonium mit leisem Klange die hellen Stimmen unterstützte, da ging ein gleiches menschliches Empfinden über jedes Antlitz, das heilige Bewußtsein, eins zu sein in edler Menschlichkeit.

Die kleinen Sänger, verschiedenen Nationalitäten, verschiedenen Sprachgebieten angehörig, wußten ihre Zungen dem deutschen Text mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit anzupassen. Nachdem sie geendet, und jedes in die Arme der Mutter flog, wurden die englischen, die dänischen, die französischen Eltern nicht müde, die deutschen Worte noch einmal und noch einmal von den Lippen des Liebling zu vernehmen. Dann versammelte Grete die Schar um sich und goß ein Füllhorn weihnachtlicher Freuden und Überraschungen über sie aus.

Einige Stunden später hatte sich der Kreis etwas gelichtet. Schon waltete der Traum über den Bettchen der kleinen Weihnachtsengel, und die früher Ruhe Bedürftigen hatten die Stille ihres Zimmers aufgesucht. Italienische Harfen- und Lautenspieler waren gekommen und nach vollbrachtem Vortrag beschenkt wieder gegangen. Noch knisterten leise und melodisch die Lichter in den Zweigen, und die Zurückgebliebenen hatten sich enger um die Tanne gruppiert.

„Warum gerade die deutsche Weihnachtsfeier überall? Jemand sprach es aus, was allen heut schon durch den Sinn gegangen war. „Weil sie die liebenswürdigste ist, dünkt mich,“ sagte der bulgarische Doktor. Er stand mit seinem Glase in der Hand vor Fräulein Gretchen, lächelte sie dankbar bewundernd an und setzte noch hinzu: „Und unsere deutsche Festordnerin hat uns allen einmal wieder in kleinem Rahmen ad oculus demonstriert, wie man durch Organisation die schwierigsten Aufgaben spielend löst. . . .“

„Herr Doktor, Sie scherzen,“ unterbrach abwehrend das junge Mädchen, „was habe ich getan? Ich? schwierige und gar schwierigste Aufgaben gelöst? Wahrlich, nichts anderes habe ich getan, als das liebe, liebe Weihnachtsfest mit meinen Mitmenschen und Freunden gemeinsam genossen, so wie wirs daheim von Mütterchen schon als Kinder gelernt haben. Die Idee, Herr Doktor, die alles bezwingende Idee des Christfestes, die ist das schaffende, das allbezwingende das erfolgreichere.“

„Gewiß, die Idee liegt für Alle da, im Schoße der Kultur ruht sie, aber sie lebendig, für andere faßbar machen, dazu bedarf es eben dessen, was die Deutschen so fest und sicher macht, so sicher und geschlossen vorwärts kommen

läßt, der Organisation! Sie ist eine Lat, und Laten gebrauchen wir in unserem zerrissenen und in den meisten Teilen etwas verlotterten alten Europa! Haben wir am heutigen Abend nicht hier eine vereinigte europäische Völkergemeinschaft unter wehenden deutschen Weihnachtsfahnen gebildet? Wahrlich, niemand, und wäre er auch noch so eigenbrödlisch oder meinetwegen patriotisch gesinnt, hätte sich der lebendig waltenden Ordnung entziehen können, jeder spielte die Rolle, die ihm von der Konsequenz des Ganzen zuerteilt war, und jeder spielte sie mit Lust“

„Natürlich,“ rief lachend der dänische Arzt herzutretend, „wer wäre denn so töricht, sich so herrlicher Genüsse zu berauben, wie z. B. dieses pompösen Weihnachtspunsch! Frau Hebe, bitte um noch ein Glas!“ Die Bulgarin hob den Deckel vom Gefäß und goß das rotleuchtende Getränk ein. „Es macht man garnichts“, sagte sie etwas stoßend nach Worten suchend, „es ist nichts von böse Geist darin!“

„Recht so, Frau Hebe, es ist Nektar, und was hätte der Göttertrank zu tun mit dem allzu irdischen Alkohol.“

Man stieß an und setzte sich enger zusammen zum Plaudern.

„Wir wollen etwas Gutes, etwas Neues hören“, sagte der Gerichtsrat, „etwas aus fernen Landen. . . .“

„O ja“, rief die junge Gattin des dänischen Arztes, „ich wünsche mir jetzt ein wenig Mystik oder mindestens eine Räubergeschichte aus —“ sie sah schallhaft empor an der hohen, kräftigen Gestalt des Bulgaren, „aus Bulgarien.“

Er wandte sich schnell und etwas heftig ihr zu, sagte aber dann nach einem Blick in das helle, sonnige Kindergezicht: „Sie meinen aus Mazedonien?“ „Aus Mazedonien? ja, auch das. Ich dachte an das Schicksal des deutschen Prinzen, des Battenbergers. Aber nehmen Sie es um Gotteswillen nicht ernst, Herr Doktor, als gelüstete es mich nach dem Anhören politischer Unterhaltungen. Das mit dem Fürsten Alexander, das war doch die schönste Räubergeschichte. . .“

„Bei der ein Kaiser von Rußland die Rolle des Räuberhauptmanns spielte, allerdings!“

„Und nun? Nun hassen Sie, haßt Ihr Volk wohl gar die Russen noch heftiger als die Türken, wie?“

Der Gefragte schwieg, und sah gedankenverloren in das tiefe Grün des Baumes hinein. Seine Gattin legte die Hand auf seine Schulter. In seinen Zügen lesend, sprach sie bittenden Tones einige bulgarische Worte. „Ja, Kind, komm, setze dich neben mich. Du wirst schon verstehen.“

„Ihre halb scherzhaft gemeinten Bemerkungen, gnädige Frau, zeigen einmal wieder, wie wenig man in ihrer Welt unsere Lage und unser Streben versteht, wie wenig noch man uns ernst nimmt. Aber“, er sprach mit erhabener Stimme und richtete seine Worte an alle Anwesenden, „aber wir wollen den Anschluß an die europäische Kulturwelt, an Deutschland zunächst,

Deutschland, dessen Hochschulen wir aufsuchen, dessen staatliche, auch militärische Einrichtungen und Reformen wir studieren, um das für uns Zweckmäßige davon zu benutzen. Wir sind nicht phantastisch, wir haben klar und nüchtern zu sein. Zu zwecklosem Völkerhaß und ruhmrederischen, patriotischen Ausbrüchen haben wir keine Zeit und keine überflüssigen Kräfte. Frei von türkischer Herrschaft und von russischer Vormundschaft wollen wir allerdings sein. Gegen den Unterdrücker lehnen wir uns auf, doch sollte dieser eines Tages als mitstrebender, gleichberechtigter Nachbar neben uns stehen, so bieten wir ihm die Freundeshand. Ordnung muß werden, wie in unserem Lande, so auf unserer Halbinsel. Daß wir soweit sind, unserer selbst und unserer Aufgaben uns bewußt, dies verdanken wir freilich zum großen Teil unserem Fürsten Alexander, und wir ehren und lieben sein Andenken. Vorwärts und aufwärts! hieß sein kühnes Kommandowort.“ Der Sprecher hatte sich erhoben. Er stand aufrecht mit erhobenem Glase im Kreise seiner Zuhörer, der ganze Mann war stolzer, fester Wille. Eindringlich und energisch setzte er hinzu: „Dies eine sage ich noch, meine Herrschaften, und Sie mögen es in Ihren Landen weiter erzählen: vorwärts und aufwärts geht unser Weg zur Kultur, wir sind schnelle Reiter. Ich sage Ihnen: in fünfzig Jahren wird die Kulturwelt sich gezwungen sehen, bulgarisch zu lernen!“ „Bravo!“ rief der Gerichtsrat und schüttelte dem Bulgaren die Hand, „bravo, lieber Freund, und vorwärts und aufwärts!“

